

# Mehrsprachigkeit, Trauma und Resilienz

Brigitta Busch und Luise Reddemann

## Zusammenfassung

Die Autorinnen gehen davon aus, dass MigrantInnen über eine Vielfalt sprachlicher und kommunikativer Ressourcen verfügen, auf die sie kontext- und situationsadäquat zurückgreifen können, wenn sie ihre mehrsprachiges Repertoire bewusst nutzen. Aus der Perspektive des erlebenden und sprechenden Subjektes wird es möglich, jene leiblich-emotionalen Dimensionen, aber auch jene Sprachideologien und Diskurse über Sprache in den Blick zu nehmen, die entscheidenden Einfluss darauf ausüben, welche Sprachen oder Sprechweisen in bestimmten Situationen als (re)traumatisierende Erfahrungen wirksam werden oder als Resilienzfaktoren zur Verfügung stehen.

## Schlüsselwörter

Trauma; Resilienz; Mehrsprachigkeit

## *Multilingualism, Trauma and Resilience*

## Summary

The authors state that migrants dispose of a variety of linguistic and communicative resources, on which they can build according to specific contexts and situations, thus making use of their multilingual repertoire. Taking the perspective of the speaking subject it is possible to focus on the corporal-emotional dimension of language experience as well as on language ideologies and discourses about language which have an impact on whether languages or modes of speaking are related to (re)traumatizing experiences or can be mobilized as a factor of resilience.

## Keywords

trauma; resilience; multilingualism

In dieser Arbeit möchten wir als Sprachwissenschaftlerin und als Psychotraumatologin einigen grundsätzlichen Fragen nachgehen, die sich uns in der Begegnung mit traumatisierten MigrantInnen stellten. Auch wenn eine systematische Erforschung zur Thematik Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben noch aussteht, so lässt sich doch eine Reihe von Fragenkomplexen identifizieren, an denen sich künftige Forschung orientieren kann.

Ausgehend davon, dass Erinnern eng mit Spracherleben zusammenhängen kann, stellt sich zunächst die Frage, in wie weit bestimmte Sprachen, Codes oder Akzente im Stande sind, traumatisch Erlebtes unversehens aufzurufen, also sogenannte *flashbacks* und andere als belastend erlebte Erinnerungsfragmente auszulösen. Dies könnte unter Umständen auch eine Erklärung dafür sein, warum es in Fällen von traumatischem Erleben gehäuft zu Sprachaufgabe oder Sprachwechsel kommen kann, wie das Monika Schmid (2004) in ihrer Forschung mit Überlebenden des Holocaust gezeigt hat und wie sich dies immer wieder in Biographien von AutorInnen zeigen lässt.

Es ist auch danach zu fragen, welche im Repertoire vorhandenen sprachlichen Ressourcen zur Verfügung stehen, um über traumatisches Erleben zu sprechen. In welchen Fällen stehen gerade emotional stark besetzte Sprachen dafür nicht zur Verfügung, sondern eher solche, mit denen sich eine Distanz herstellen lässt? Diese Frage ist sowohl im Zusammenhang mit Sprachwahl im Rahmen einer Therapie wichtig als beispielsweise auch im Asylverfahren. Und schließlich: Wie können im sprachlichen Repertoire vorhandene Ressourcen als Resilienzfaktor zur Stärkung von Abwehrkräften im Therapieprozess gezielt genutzt werden? Können „entlastende“ Drittsprachen dabei helfen, sich beispielsweise einem durch Loyalitätskonflikt erzeugten Druck zu entziehen oder einen „sicheren Ort“ jenseits sprachlicher Zuordnungen zu schaffen? Wie kann sprachliche Diversität mobilisiert werden, um im Sinn von Reddemann (2001) einen inneren Dialog mit früheren (und künftigen) Ich-Anteilen zu unterstützen?

*Klinisches Beispiel: Eine Patientin aus Korsika, die schon lange in der Bundesrepublik lebt, berichtet von einigen Bedrohungen in der Kindheit, genau genommen geht es um mannigfaltige traumatische Erfahrungen innerhalb und außerhalb der Familie. Dies führt dazu, dass die ansonsten stabile Patientin bei entsprechenden Triggern in kaum kontrollierbare Zustände gerät. Die Therapeutin bittet sie, ihren inneren kindlichen Anteilen zu erklären, dass sie jetzt in Deutschland in Sicherheit seien. Die Patientin scheint sich mit ihrem Inneren zu beschäftigen, nach einer Weile sagt sie, es gehe nicht. Darauf fragt die Therapeutin, in welcher Sprache sie mit diesen kindlichen Anteilen denn spreche. „Auf Deutsch.“ „Und verstehen die das?“ Sie schaut ganz erstaunt und meint, „nein, die konnten nur Korsisch.“ „Wie wäre es dann, wenn Sie mit ihnen in dieser Sprache sprechen?“ Etwas ungläubig meint die Patientin, sie könne es ja versuchen. Nach einer Weile schaut sie die Therapeutin erstaunt und erfreut an. „Es funktioniert. Sie können ja nur Korsisch und jetzt verstehen sie mich. Jetzt geht es ihnen viel besser!“ „Und Ihnen?“ ... nachdenklich: „Mir auch, ich kann es fast nicht glauben.“*

Vor uns liegt ein weites Feld, das nur interdisziplinär bearbeitet werden kann, und es lohnt sich, damit zu beginnen. In diesem Aufsatz möchten wir uns in erster Linie auf sprachwissenschaftliche Überlegungen beziehen und diese durch psychotraumatologische ergänzen.

Michail Bachtin beschwor einen des Lesens unkundigen russischen Bauern herauf, dessen sprachliches Repertoire dennoch durch Redevielfalt geprägt ist, da es auf unterschiedliche Welten verweist, von denen jede auf ihre Weise sprachlich und ideologisch verfasst ist: die vertraute der Familie, die altkirchenslavische der Orthodoxie, die papiersprachene der Bürokratie oder die städtische des Arbeiters, der zu Besuch in das Dorf seiner Herkunft kommt. (Bachtin, 1979 [1934-1935], S. 187)  
Man wechselt ständig Kommunikationsräu-

me, beinahe ohne es zu merken. Aber man stelle sich vor, dass man statt in einem gewohnten plötzlich in einem fremden Zimmer steht, oder einem fremden Haus, und wahrnimmt, dass das mitgebrachte sprachliche Repertoire nicht „passt“. Sich der eigenen Mehrsprachigkeit bewusst werden heißt einerseits, sich eines größeren Potentials bewusst zu werden und zugleich, sich besser in die von anderen Menschen hineindenken zu können. Im obigen Beispiel musste die Patientin erst daran erinnert werden, dass sie ja mehrsprachig war und ist, um ihr weiterhelfen zu können.

### Zwischen dem Eigenen und dem Fremden

In den letzten zehn Jahren haben wir über hundert Sprachbiographien gesammelt und ausgewertet. Eine weitere wichtige Quelle waren literarische Texte mehrsprachiger AutorInnen (Busch & Busch, 2008). Unabhängig von der Form ist in jeder einzelnen dieser Darstellungen von Spracherleben irgendwann die Rede von der Erfahrung, dass das eigene sprachliche Repertoire nicht gepasst hat, dass eigene Sprechweisen als auslösende Momente für Gefühle des Nicht-Dazugehörens, als Grund für Ausschlüsse erlebt wurden.

Das Motiv des sprachlichen Nicht-Zugehörens kommt auch in biographischen Erzählungen vor, die von ErzählerInnen, weil sie sich als einsprachig sehen, als „unbedeutend“ apostrophiert werden.

*Eine Studentin, die zunächst meinte, sie sei einsprachig aufgewachsen, schildert den Moment des Schulwechsels vom Dorf in das in der Landeshauptstadt gelegene Gymnasium als jenen, wo sie zum ersten Mal bewusst die Erfahrung der Nichtzugehörigkeit macht: „Es war eine sehr hierarchisch strukturierte Klasse, die meisten Schülerinnen kamen aus eher ‚höheren Schichten‘, und gegenüber manchem ‚landeshauptstädtischen Hochdeutsch‘ kam ich mir mit meiner ländlichen Umgangs-*

*sprache sehr unsicher und ein wenig defizitär vor.“ Ähnliches berichtete uns auch die korsische Patientin, die beim Schuleintritt Französisch sprechen sollte. Was ihr zunächst sehr schwer fiel.*

Der Satz „Niemand ist einsprachig“ meint genau dies: eine Erfahrung, die jede\_r kennt, jene des Dazu-Gehörens oder eben nicht Dazu-Gehörens aufgrund unterschiedlicher Arten des Sprechens. Einsprachig wäre demnach nur, wer diese Erfahrung nie gemacht hat, wer sich im Sprechen nie als „anders“ erlebt hat. Es geht darum, wie sprachliche Variation dazu dienen kann, Zugehörigkeit oder Differenz zu konstruieren und vor allem, wie solche Konstruktionen als sprachliche Aus- und Einschlüsse erlebt werden.

Zugehörigkeit ist für MigrantInnen wichtig. Sie erleben sich aber in aller Regel durch die Schwierigkeiten, die das Gastland ihnen bereitet, als nicht zugehörig. Dazu trägt die Mühe, die das Erlernen der Sprache des aufnehmenden Landes macht, bei. Sind MigrantInnen durch Krieg, Vertreibung und Flucht traumatisiert, wirkt sich der rüde Umgang mit ihnen retraumatisierend oder i. S. einer kumulativen Traumatisierung aus (s. Keilson, 2001; Eichenberg & Harm, 2008). Die neue Sprache, die gelernt werden sollte, repräsentiert die Feindseligkeit der Umgebung, macht Angst. Es wird leider wenig darüber nachgedacht oder gar geforscht, wie sich diese Umstände auf das Erlernen der neuen Sprache auswirken. Curricula einerseits ebenso wie der Umgang in den Sprachkursen müsste diesen Gegebenheiten aber dringend Rechnung tragen. Ein von Psychologinnen, Sprachlehrerinnen und der Sprachwissenschaftlerin Brigitta Busch konzipierter Sprachkurs konnte zeigen, wie sich ein an Alltagsnarrativen- und Kompetenzen orientierter Sprachunterricht Resilienz stärkend auf MigrantInnen ausgewirkt hat (Brock, 2011).

Im Beispiel der Studentin (und auch in dem der Korsin) geht es um das Machtgefälle zwischen der „Hochsprache“ und dem dörflichen Dialekt. Im Fall von traumatisierten Migrantinnen um die Erfahrung der Macht durch die Repräsentanten der Macht im neuen Land. Und es geht darum, welches sprachliche Repertoire SprecherInnen in einen spezifischen Interaktionskontext mitbringen, also u. a. auch in der Psychotherapie.

### Sprachenportrait

Bei dem im Folgenden vorgestellten Sprachenportrait haben wir es mit der visuellen Darstellung eines sprachlichen Repertoires zu tun, das von Flucht und Migration geprägt ist und in dem eine Vielzahl von Codes sichtbar werden. Wir beziehen uns auf eine multimodale Erhebungsmethode, die andernorts beschrieben wurde (Busch, 2010b, 2010c). Zur Methode: Was man hier sieht oder wovon erzählt wird, zeigt nicht das sprachliche Repertoire, „wie es ist,“ sondern kombiniert eine visuelle und narrative Repräsentation des Repertoires, die in einem spezifischen Kontext, in diesem Fall einem sprachbiographischen Workshop, entstanden ist. Wir laden TeilnehmerInnen ein, über ihr sprachliches Repertoire nachzudenken, über sprachliche Ausdrucksmittel, die in bestimmten Situationen, mit bestimmten Personen eine Rolle spielen oder gespielt haben. Was sie als Sprache definieren, bleibt ihnen überlassen. Im Fall des hier wiedergegebenen Portraits zum Beispiel werden auch die Sprache der Religion, die Sprache der Gefühle oder der Literatur als Kategorien verwendet.

Die bildliche Darstellung und die Erzählung von Frau S., die als Angehörige der armenischen Minderheit im Iran aufgewachsen ist und gelebt hat und später als Asylbewerberin nach Österreich gekommen ist, zeugen von einem mehrsprachigen und vielstimmigen Repertoire mit komplexer zeiträumlicher Schichtung.

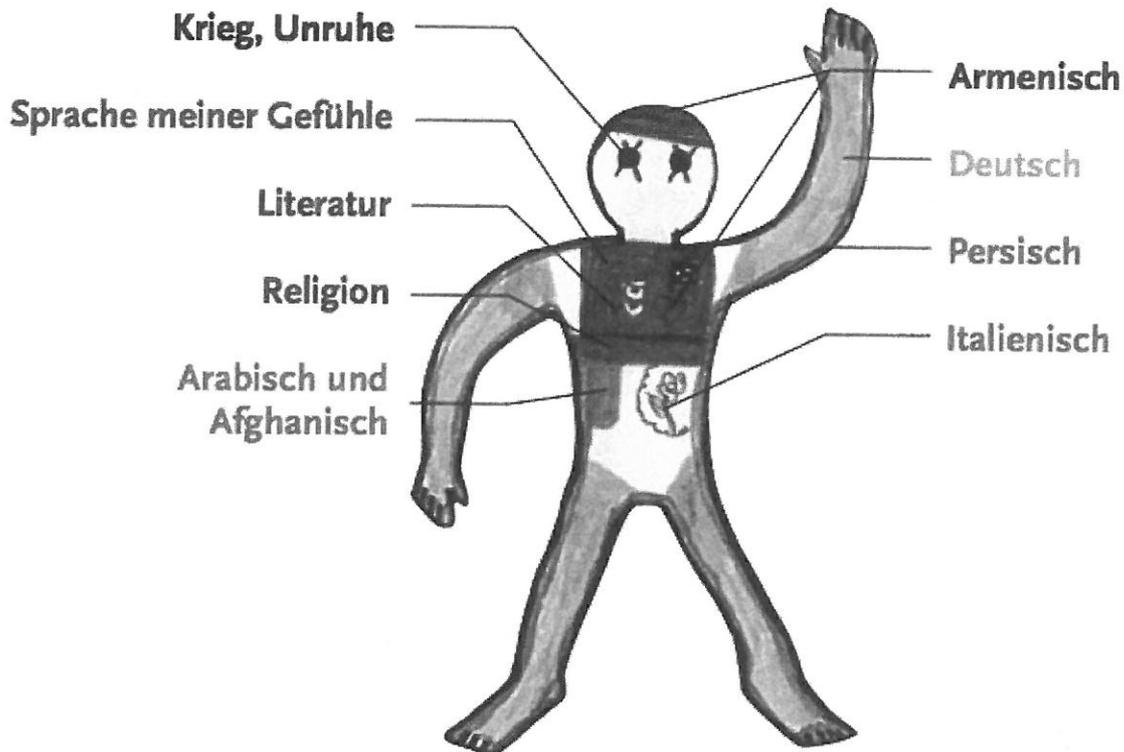


Abb. 1: Portrait von Frau S.

Armenisch hat Frau S. rot als Herz sowie im Kopf eingezeichnet und sagt darüber, sie sei damit „auf die Welt gekommen“ und von Kindheit an aufgewachsen. „Das hat mich geprägt, damit bin ich vertraut geworden.“ Sehr deutlich wird auch der leibliche Bezug zu Armenisch, das sie als ihre Muttersprache bezeichnet: „Diese Sprache ist Teil meines Körpers, das sind meine Erinnerungen.“ Dann fügt sie einen Satz hinzu, der auf eine mit dem Armenischen verbundene historisch-politische Dimension hinweist: „Das ist meine Kultur und meine Herkunft, die armenische Herkunft.“ Noch deutlicher wird diese Dimension, wenn sie von ihrer Aversion gegen das Türkische spricht, die sie seit der Kindheit mit sich trage und mit dem Genozid an der armenischen Bevölkerung zur Zeit des Ersten Weltkriegs begründet. Diese leidvolle Erfahrung, sagt sie, sei immer „in unserer Vorstellung und in unserem Gefühl.“ Das Trauma des Völkermords bleibt, von einer Generation zur anderen tradiert, im kollektiven Gedächtnis ebenso verhaftet wie in ihrem individuellen Sprachrepertoire.

Persisch lernt Frau S. in der Schule kennen, es wird zur Sprache ihrer Bildung, ihres Allgemeinwissens, ihres Kontakts zur Umwelt außerhalb des armenischsprachigen Verwandtschafts- und Bekanntenkreises, zur Verkehrssprache mit KollegInnen und „normalen persischen Leuten.“ Sie brauche es mit Hand und Fuß. Persisch nimmt, sagt sie, einen wichtigen Platz in ihrem Kopf und ihrem Leben ein, besonders „Hochpersisch“, das sie mit Literatur und Dichtung verknüpft. Aber ihr Verhältnis zu dieser Sprache ist ambivalent, gebrochen: Es ist zugleich die Sprache der islamischen Revolution, eine Sprache der Politik, des Fanatismus, die Frau S., um sie vom „anderen“ Persisch abzugrenzen, auch anders benennt: Farsi. Farsi, sagt sie, trage den Geruch von Blut, es rufe „eine große Bedrücktheit“ in der Seele hervor. Die Überschneidung des Historischen und des Biographischen zeichnet Frau S. in ihr Sprachportrait als zwei durchgestrichene Augen, die für das traumatische Erleben stehen, das immer wieder „wie ein Foto“ in

ihren Kopf kommt und das sie – wie es beim Sprechen über traumatische Ereignisse nicht selten der Fall ist – mit der Formulierung „Krieg und Unruhe – Erinnerung daran“ im Vagen lässt.

Mit beiger Farbe, die für Deutsch steht, füllt sie Arme und Beine aus. Sie möchte die deutsche Sprache „in perfekter Weise“ sprechen lernen und damit vertraut werden „wie mit einer zweiten Muttersprache.“ Eindringlich schildert sie, wie sie sich bei ihrer Ankunft in Österreich, weil sie sich nicht verständigen konnte, während des Asylverfahrens und bei einem Krankenhausaufenthalt als völlig hilflos, abhängig und ohnmächtig erlebt hat: „Ich habe verstanden, dass ich selbst null bin, ich kann nicht selbst sprechen, nicht selbst die Formulare ausfüllen.“ Aus dieser Erfahrung heraus richtet sie ihr ganzes Verlangen darauf, sich Deutsch anzueignen, das sie wie eine Verlockung als „süß“ und „liebenswert“ bezeichnet. Zugleich ist es für sie „ein bisschen düster und dunkel“ wegen der Mühen, die mit dem Lernen verbunden sind, und der „Unmöglichkeit“ das selbst gesteckte Ziel zu erreichen, das immer „auf der anderen Seite“ ist: „Zur Zeit, mein ganzer Körper, mein Hirn, meine Seele, das alles hat sich auf Deutsch konzentriert. Weil es ein Ziel ist. Und mein Leben und meine Zukunft hängen von dieser Sprache ab. In dem Moment, wo ich Deutsch kann, gewinne ich mein Selbstvertrauen wieder, ich kann mein Recht einfordern.“ Noch deutlicher tritt die leibliche Dimension dieses Verlangens, das auch als Bemühen verstanden werden kann, sich vom Vergangenen zu lösen, in der folgenden Formulierung hervor: „[...] und meine Augen und meine Zunge, mein Mund, meine Hände und meine Füße, all diese Teile sind bewegt, sind bemüht, auch meine Ohren für das Hören der Artikel, das richtig Aussprechen, all diese Teile arbeiten zusammen, damit ich mein Ziel erreiche.“ Der Bericht zeigt, mit wie vielen Hoffnungen und Ängsten Frau S. die neue Sprache besetzt.

Und schließlich gibt es in dem von Frau S. angefertigten Portrait noch eine Gruppe von als ressourcenvoll erlebten Sprachen, die sie, ganz im Gegensatz zum Deutschen, eher im Vorbeigehen aufgelesen hat und mit Fröhlichkeit und Leichtigkeit assoziiert: Italienisch, das für sie „wie ein Meer“ ist, „für die Ruhe meines Leibes und meiner Seele,“ oder Arabisch, das sie mit Musik und Tanz verbindet und als Teil ihrer selbst wahrnimmt, oder Dari, die in Afghanistan gesprochene Varietät des Persischen, in der sie ihre Therapie absolviert. Kraft und Ruhe schöpft Frau S., wie sie sagt, auch aus der Literatur und aus der Religion, die sie als eigenen sprachlichen Resonanzraum erlebt, wenn sie eine Kirche, gleich welcher Konfession oder Liturgiesprache, betritt. Die sprachlichen Zeichen und Laute dieser letzten Gruppe bilden zusammen eine Art dritten Raum, einen entlastenden Gegenpol zu jenen anderen Sprachen, die mit Anstrengung verbunden, als bedrohlich empfunden oder mit traumatischem Erleben verknüpft sind.

Gesamthaft betrachtet wird aus dem Sprachportrait von Frau S. so wie aus anderen, die im Lauf der Jahre erhoben wurden, deutlich, wie unzulässig es ist, ein komplexes heteroglossisches Repertoire auf simple Dichotomien wie jene zwischen Herkunftssprache und Zielsprache, zwischen Erstsprache und Zweitsprache, zwischen Minderheiten- und Mehrheitssprache reduzieren zu wollen. Vielmehr erschließen uns die Sprachenporträts vielfältige Möglichkeiten sowohl im Umgang mit Erzählungen von traumatischen Erfahrungen wie zur Erkundung von Resilienzfaktoren. Im Fall von Frau S. sprach die Dolmetscherin Dari, so dass die Übersetzung in einer für Frau S. nicht vertrauten, aber gut verständlichen Sprachvarietät stattfand, die von ihr nicht mit der Sprache der Täter gleichgesetzt wurde. Der Frage, in welche Sprache in der Therapie (oder in einzelnen Phasen der Therapie) gedolmetscht wird, sollte generell besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

## Vielstimmigkeit

Sprache ist kein neutrales Transportmittel. Mit Bachtin (1979 [1934-1935], S. 185) gehen wir davon aus, dass Sprechen (genauso wie Schreiben) immer dialogisch und intertextuell ist: Bedeutung entsteht erst im wechselseitigen Prozess von Äußerung und „antwortendem Verstehen.“ Mit jeder Äußerung nehmen wir auf bereits Gesagtes Bezug – zustimmend, widersprechend oder aufgreifend und weiterentwickelnd – und nehmen mögliche Antworten antizipierend vorweg. Das Verbale tritt immer nur in Verbindung mit anderen Modi auf; das gesprochene Wort zusammen mit Prosodie, Mimik, Gestik usw., das Geschriebene in Verbindung mit Schriftbild und Layout, oft auch mit visuellen Darstellungen. Bedeutung entsteht im Zusammenspiel aller zum Einsatz gebrachten Modi.

So nutzt Rose Ausländer (1967, S. 213), wenn sie die Bedeutung des Raumes zum Atmen hervorheben will das Schriftbild, wenn sie dichtet:

*Noch ist Raum  
für ein Gedicht*

*Noch ist das Gedicht  
ein Raum*

*wo man atmen kann.*

Wie wichtig ihr dieser Raum ist, erklärt sich u. a. damit, dass sie sich lange in einem Erdloch versteckt halten musste, um den Nazis zu entgehen.

Jedes Sprechen widerspiegelt, was Bachtin Heteroglossie nennt: die gesellschaftlich vorhandene Redevielfalt, die in einer Vielfalt konkurrierender gesellschaftlicher Diskurse [raznorečie], individueller Stimmen [raznogolosie] und sprachlicher Codes [raznojazyčie] Ausdruck findet. Für die Arbeit mit traumatisierten MigrantInnen ist es daher u.a. wich-

tig, dass BegleiterInnen sich bewusst machen, dass sie nicht herrschaftsfrei sprechen können, solange die neue Sprache verbunden ist mit leidvollen Erfahrungen von Nichtanerkanntwerden und Demütigungen und dass dies Auswirkungen auf die therapeutische Arbeit haben kann, wenn dieser Punkt nicht beachtet wird (Brown, 2011).

## Der Repertoire-Begriff

Nach Gumperz umfasst das sprachliche Repertoire „alle anerkannten Arten, Mitteilungen zu formulieren. Es stellt die Waffen der Alltagskommunikation zur Verfügung. Sprecher wählen aus diesem Arsenal im Hinblick auf die Bedeutungen, die sie vermitteln wollen.“ (Gumperz, 1964, S. 138, Übers. B. B.) Diese kriegerische Metaphorik wird dem Erleben von MigrantInnen durchaus gerecht. Gumperz zufolge wird „die soziale Etikette der Sprachwahl [...] gleichzeitig mit den grammatikalischen Regeln gelernt und wird, wenn sie einmal internalisiert ist, Teil der sprachlichen Ausrüstung.“ (ibd.)

Gumperz' Konzept stellt einen wichtigen Schritt dar, weil es von der in sprachlichen Interaktionen herrschenden Vielfalt ausgeht. Das Repertoire-Konzept bedarf aus heutiger Sicht aber einer Erweiterung, weil Sprachwahl nicht nur von Regeln und Konventionen geleitet wird, sondern auch unter dem Einfluss dessen steht, was man mit Sprach erleben bezeichnet. Um in der Sprache von Gumperz zu bleiben, stehen MigrantInnen häufig unbewaffnet einer waffenstrotzenden Umgebung gegenüber.

## Spracherleben

Schon ein Schuleintritt oder ein Schulwechsel kann im Sinn von Gumperz als Problem bei der Sprachwahl erlebt werden, als überraschende, irritierende, manchmal erschütternde

de Wahrnehmung, dass das mitgebrachte eigene Sprachrepertoire nicht oder nicht ganz passt: ein Gefühl von Out-of-place-Sein, Deplatziert-Sein, sich mit der falschen Sprache am falschen Ort zu befinden. In den im Lauf der Jahre erhobenen Sprachbiographien wird der Moment des Schuleintritts immer wieder als ein solches Schlüsselerlebnis thematisiert, als auslösendes Moment der Irritation in Bezug auf das eigene Sprachrepertoire. Die Konstellationen, in denen sich diese Irritation bei Schuleintritt oder Schulwechsel im konkreten Fall manifestiert, können sehr vielfältig sein. Für die einen ist es die Erfahrung, im Unterricht zum ersten Mal mit der Normativität von Standardsprache konfrontiert zu werden. Für andere besteht die Herausforderung umgekehrt darin, mit einer standardnahen Familiensprache auf eine Peergroup zu stoßen, die ihnen die Aufnahme verweigert, weil sie sich über einen lokalen Dialekt definiert. Wieder andere werden bei Schuleintritt in eine Umgebung versetzt, in der sie so gut wie nichts verstehen und sich nicht verständlich machen können. Und einige stellen mit Erstaunen fest, dass andere nur eine Familiensprache haben, und nicht wie sie selbst eine Mutter- und eine Vatersprache. Wenn schon ein geringfügiger Wechsel der Sprachumgebung als Belastung empfunden werden kann, wie umso mehr die Erfahrung von Migration!

Spracherleben ist eben nicht neutral, es ist mit emotionalen Erfahrungen verbunden, damit, ob man sich in einer Sprache bzw. im Sprechen wohl fühlt oder nicht. Das emotional besetzte Spracherleben ist ein Aspekt, dem in der Beschäftigung mit Mehrsprachigkeit und in Zusammenhang mit gedolmetschten Therapien oft zu wenig Beachtung geschenkt wird, weil der Fokus zu exklusiv auf Sprachkompetenzen liegt. Es kann auch deutlich werden, dass daraus traumatische Erfahrungen von Ohnmacht, Ausgeliefertsein, Hilflosigkeit und daraus sich ergebender Angst und Panik resultieren können, wenn auch nicht müssen. Viele PatientInnen mit

Migrationshintergrund berichten von schockartigem Erleben, angesichts der Erfahrung im fremden Land nicht ein Wort verstanden zu haben. Kommt dann noch eine feindselig ablehnende Haltung der Umgebung dazu, wie sie bei Behörden beinahe die Regel ist, lässt sich ahnen, wie erschütternd solche ersten Spracherfahrungen sein können. So beschreibt Appelfeld, wie er das Hebräische als feindlich erlebte, obwohl er ja nach Israel gelangen wollte. Lange Zeit beschäftigt er sich daher mit dem Jiddischen, der Sprache, die ihm besonderen Halt und Geborgenheit vermittelte (Appelfeld, 2005).

Jede Darstellung von Spracherleben ist singular. Dennoch lassen sich einige grundlegende Achsen identifizieren: Zum einen geht es um das Verhältnis von *Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung*, wobei häufig davon berichtet wird, wie Sprechende sich beim Reden selbst beobachten, wenn sie eine für sie ungewohnte Sprachvarietät benützen. Wir stoßen hier auf den Versuch, sich resilient sprachlich anzupassen, was gleichzeitig aber als Selbstverlust erlebt wird. Wird die neue Sprache auch als Schutzraum erlebt, kann die Selbstdistanzierung allerdings auch als hilfreich erlebt werden, quasi als Ermöglichung einer neuen, von Traumatisierungen unbeschädigten Existenz oder Identität. Weiters geht es auch um die Frage nach *Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit*. Und schließlich geht es um das Erleben *sprachlicher Macht oder Ohnmacht*. Das Verstummen ist eine Reaktion, die in vielen Sprachbiographien zur Sprache gebracht wird und die sich auch in der Therapie der Korsin zeigte. Dabei handelt es sich nicht immer um ein Zum-Schweigen-gebracht-Werden, sondern manchmal auch um den Versuch, trotzendes Schweigen als Gegenmacht zu etablieren. Wir finden also unterschiedliche Arten von Anpassungsversuchen, die mit erhöhter Resilienz einhergehen können. Eindrucksvoll wurden diese Erfahrungen von Agota Kristof in ihrer autobiographischen Schrift „Die An-

alphabetin“ beschrieben. Hier schildert sie ihre Anstrengungen, Französisch möglichst schnell und möglichst gut zu lernen. Dies erlaubte ihr, in dieser neuen Sprache sich sogar schriftstellerisch zu betätigen, jedoch scheint sie die Sprache nie wirklich gemocht zu haben. (Kristof, 2005)

Erst wenn wir in den Repertoire-Begriff die Ebene des Spracherlebens einziehen, können auch Dimensionen in den Blick genommen werden, die aus einer Außenperspektive, also der bloßen Beobachtung von Interaktionssituationen, nicht ausreichend gefasst werden können. Im Folgenden soll nun solchen Dimensionen des Sprachrepertoires nachgegangen werden, die über das verinnerlichte Wissen grammatikalischer und pragmatischer Regeln hinausweisen: die leibliche Dimension, die emotionale Dimension und die historisch-politische Dimension.

### Die leibliche Dimension

Die Bewegung des Leibes ist Merleau-Ponty (2009 [1945]) zufolge die Basis, des Vermögens, sich in Bezug zur Welt zu setzen, sich auf sie einzulassen. Die Hand, die nach einem Gegenstand greift, „weiß“, wonach und wohin sie greift, auch ohne dass das Bewusstsein die Punkte, die die Hand durchläuft, in einem Raum-Zeit-Diagramm berechnen müsste. Eine Bewegung wird erlernt, indem der Leib sie „kapiert“, indem er sie sich einverleibt. Nicht das „ich denke“ (*je pense*) steht Merleau-Ponty zufolge am Anfang unseres Zur-Welt-Seins, sondern ein „ich vermag“ (*je peux*) (Merleau-Ponty 2009 [1945], S.171).

Die Relevanz dieses Ansatzes für das Verständnis des sprachlichen Repertoires ergibt sich daraus, dass Merleau-Ponty zufolge auch das Sprechen primär leiblich begründet ist. Wie die Gestik, wie die Emotion ist Sprache zuerst und vor allem ein Sich-in-Bezug-Setzen, eine Projektion hin zum Anderen

– erst dann auch ein kognitiver Akt von Repräsentation und Symbolisierung. Sprache ist in der leiblich-emotionalen Gestik verankert und sie ist Teil der Intersubjektivität, also der Projektion von einem Ich zu einem Du – von der ersten grammatikalischen Person zur zweiten. Sie gehört zu jenem Bereich, den Merleau-Ponty als den der Zwischenleiblichkeit bezeichnet.

Das sprachliche Repertoire, ließe sich daraus folgern, ist nicht beliebig und auch nicht ohne weiteres austauschbar, es haftet dem leiblichen Subjekt an, ist ihm einverleibt. Vergangenes Erleben bleibt, wie Merleau-Ponty mit Verweis auf Marcel Prousts Suche nach der verlorenen Zeit ausführt, dem Leib eingeschrieben und kann durch eine Körperhaltung, eine Geste, einen Geschmack, einen Laut, unvermutet wieder gegenwärtig werden. Diese leibliche Komponente von Spracherleben und Sprachrepertoire tritt auch im biographischen Text der weiter oben zitierten Studentin zu Tage, wenn die Studentin darüber berichtet, wie sie sich als Schülerin beim „Hochdeutsch“-Reden wie von außen zuhörte und sich wie eine Schauspielerin fühlte. Sie hatte, so könnte man es mit anderen Worten sagen, den Eindruck, nicht in ihrem Leib zu sein und mit ihrem Leib zu sprechen, sondern in eine fremde Rolle, einen fremden Leib zu schlüpfen. Im Extremfall entstehen aus solchen Erfahrungen Depersonalisierungserfahrungen, die Menschen über lange Zeiten begleiten und dann teils als Schutz, teils aber auch als massive Behinderung erlebt werden können.

### Die emotionale Dimension

Traditionell nahmen Vorstellungen von Spracherwerb und Sprachverarbeitung den Einzelnen als Ausgangspunkt und waren mentalistisch geprägt, d. h. sie gingen von Modellen aus, die nicht das Intersubjektive, das Soziale in den Vordergrund stellen.

Die Verbindung Sprache–Emotion ist vielfältig. Sprache spielt nicht nur eine Rolle im Benennen von und Sprechen über Emotionen, sondern es wird auch im Sprechen Emotionalisierung zum Ausdruck gebracht bzw. hervorgerufen. Emotionale Prozesse können auf allen Ebenen der Sprachproduktion wirksam werden. Auf der phonetisch/phonologischen zum Beispiel durch Vokaldehnung oder die Verwendung von lautmalerischen Wörtern, auf der morphologischen etwa durch Verstärkungs- oder Diminutivaffixe, auf der lexikalisch/semantischen beispielsweise durch Metaphern, auf der syntaktischen durch Exklamationen oder auf der pragmatischen durch soziolektale Einsprengsel, Ironie und ähnliche Mittel. Auf der paraverbalen Ebene kann man beobachten, dass bei Angst nicht nur Atmungsrythmus und Herzschlag unregelmäßig und erhöht sind, sondern auch dass sich Stimmintensität, Tonhöhe, Stimmrhythmus und Betonung verändern. Aus Alltagsbeobachtungen wissen wir zudem, dass Aufregung zu Stottern, Verhaspeln, Abbrüchen usw. führen kann und dass sich diese Phänomene weitgehend der Kontrolle entziehen. Beim Versuch, über traumatisches Erleben zu sprechen, kann es zu dem Phänomen des „speechless terror“ kommen, was bedeutet, der Mensch erfährt innerlich zwar sehr vieles, was ihn quält, kann es aber sprachlich nicht ausdrücken.

Früher schon wurde zur Verbindung von Emotionalität und Sprachlichkeit aus *psychoanalytischer Warte* argumentiert. Besonders interessant in dieser Hinsicht sind die Arbeiten von Julia Kristeva, die eine psychoanalytische und eine linguistisch-semiotische Betrachtungsweise verknüpft. Sie trifft die Unterscheidung zwischen zwei Dimensionen, die sie der Sprache zuweist: Auf der einen Seite sieht sie die dem Kognitiven zuzuordnende sinnstiftende Verbindung von Bedeutung, Zeichen und Bezeichnetem, die sie die symbolische Funktion nennt: Das Subjekt wird als solches durch den Eintritt

in die Normativität der Sprache, durch das Vermögen zur Symbolisierung begründet. Dieser symbolischen Funktion stellt Kristeva eine semiotische Dimension gegenüber, die durch Heterogenität gegenüber Sinn und Bedeutung, durch Unbestimmtheit oder Vieldeutigkeit charakterisiert ist. Diese mit dem Vor- oder Unbewussten, dem Leiblich-Affektiven verbundene semiotische Dimension, die Kristeva auf das frühkindliche Brabbeln und rhythmische Intonieren zurückführt, wird im Aufwachsen zunehmend von der symbolischen Funktion verdrängt, bleibt aber Kristeva (2002) zufolge in jedem Sprechen präsent.

Eines der ersten dokumentierten Zeugnisse zu Mehrsprachigkeit und psychoaffektivem Erleben ist der Fall der Anna O. (Breuer, 1895). Über Monate konnte die Patientin ihre Erstsprache Deutsch nicht mehr sprechen und zeitweilig auch nicht verstehen und griff stattdessen auf das später erlernte Englisch, manchmal auch auf Französisch oder Italienisch zurück. Heute wird hierzu die Überlegung angestellt, ob die unterschiedlichen Sprachen von verschiedenen *ego states* ausgehen und ob es sich bei der Patientin Anna O. um jemand mit einer dissoziativen Identitätsstörung gehandelt haben könnte.

Insgesamt wurde der Frage von Mehrsprachigkeit und Sprachwahl aber auch in der Psychoanalyse verhältnismäßig nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt (Amati Mehler et al., 2010). Angeschnitten wurde dieser Themenkomplex vor allem von durch den Nationalsozialismus ins Exil gezwungenen PsychoanalytikerInnen. Heute stellen sich all diese Fragen primär im Zusammenhang mit Therapien von Personen mit Migrations- oder Fluchtbiographien.

Man könnte das Repertoire als einen Raum der Potentialität sehen, der von sedimentiertem leiblich-emotionalem Erleben sowohl aufgespannt als auch eingeschränkt wird. Das

Repertoire wird nicht nur dadurch bestimmt, was ein sprechendes Subjekt „hat“, sondern manchmal gerade dadurch, was nicht zur Verfügung steht und sich in einer gegebenen Situation als Leerstelle, Bedrohung oder Begehren umso mehr bemerkbar macht: Sprachen, die mit dem tiefen Wunsch verbunden sind, sich mit einem anderen zu vereinen oder zu identifizieren; Sprachen der Sehnsucht, aus denen man durch Exil, durch Untersagung, durch freiwillige oder aufgezwungene Assimilation vertrieben wurde; Sprachen, vor denen man zurückscheut aus Sorge sich bloßzustellen, oder weil man fürchtet, sie könnten eine andere verdrängen, um deren Stelle einzunehmen; Sprachen, die man meidet oder fürchtet, weil sie mit negativem oder sogar traumatischem Erleben verbunden sind, mit dem Verlust von Autonomie und Handlungsmacht. Die Erforschung solcher Phänomene, aus der neue Erkenntnisse über die emotionale Dimension von Sprache gewonnen werden könnten, steht noch in den Anfängen.

### Die historisch-politische Dimension

Judith Butler geht in ihren Arbeiten zu Gender, Diskriminierung, Macht und Performativität von der Ambiguität des Subjektbegriffs aus, der zufolge das Subjekt nicht nur ein handelndes ist, sondern auch ein unterworfenes, ein *sub-jectum* – wobei die Unterwerfung unter die Macht bereits vorhandener Diskurse, bereits gesprochener Sprache dem Agieren vorangeht. Die Normativität von Sprache legt fest, was gesagt werden kann und was nicht.

Über Sprachideologien werden soziale, ethnische, nationale und andere Zugehörigkeiten konstruiert. In Bezug auf das sprachliche Repertoire bedeutet dies, dass die einschränkende Macht sprachlicher Kategorisierungen besonders dann wahrgenommen wird, wenn Sprache nicht wie selbstverständlich zur Verfügung steht, wenn Menschen zum Beispiel

nicht als legitime SprecherInnen einer bestimmten Sprache anerkannt werden oder sich selbst nicht als solche wahrnehmen.

Ein Gefühl von Dislokation, ein Gefühl, nicht (mehr) die „richtige“ Sprache zu sprechen, kann sich einstellen, ohne dass SprecherInnen ihren Aufenthaltsort wechseln. Eine Veränderung politischer Machtkonstellationen kann dazu führen, dass bestimmte Sprachen oder Sprechweisen anders bewertet werden als zuvor. So wurden bestimmte Begriffe oder Bezeichnungen, die sich in der DDR abweichend vom Sprachgebrauch in der Bundesrepublik eingebürgert hatten, nach der Wende zu einem markierten Erkennungsmerkmal, um SprecherInnen als „Ossis“ zu identifizieren.

Auch wenn Sprachideologien einem ständigen Wandel unterworfen sind, ändert das nichts daran, dass immer wieder – wenn auch andere – Kategorisierungen vorgenommen werden. Diese Kategorisierungen üben dadurch Macht aus, dass sie immer wieder aufgerufen und immer wieder durchgespielt werden. Sie lassen sich nicht einfach wegwünschen.

### Ausblick

Wenn wir uns die zuvor angestellten Überlegungen zu Nutze machen, zeigen sich neue Möglichkeiten zum Verständnis von traumatisierten MigrantInnen und erweitern so unser therapeutisches und sprachliches Repertoire um eine weitere Dimension. Die AutorInnen sind daran interessiert, sich mit anderen zu vernetzen, die an den hier angerissenen Fragestellungen weiter denken und forschen wollen.

### Literatur

- Amati Mehler, J., Argentieri, S. & Canestri, J. (2010). Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Appelfeld, A. (2005). *Geschichte eines Lebens*. Berlin: Rowohlt.
- Ausländer, R. (1976). *Gelassen atmet der Tag*. Gedichte. Frankfurt/Main: Fischer.
- Bachtin, M.M. (1979 [1934-1935]). *Das Wort im Roman. Ästhetik des Wortes*. Hrsg. von Rainer Grübel 154-300. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Breuer, J. (1895). *Beobachtung I. Frl. Anna O ...*. In J. Breuer & S. Freud (Hg.), *Studien über Hysterie* (S. 15-36). Leipzig, Wien: Deuticke.
- Brown, L. (2009). *Cultural Competence*. In C. Courtois & J. Ford (eds.), *Treating Complex Posttraumatic Stress Disorder* (pp. 166-182). New York: Guilford.
- Busch, B. (2010a). *New national Languages in Eastern Europe*. In N. Coupland (ed.), *Language and Globalization* (pp. 182-200). Malden, Oxford: Blackwell.
- Busch, B. (2010). „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer auch die andere im Blick“ – Zum Konnex von Politik und Spracherleben. In R. de Cillia, H. Gruber, F. Menz & M. Krzyżanowski (eds.), *Diskurs, Politik, Identität. Discourse, politics, identity*. Festschrift für Ruth Wodak (pp. 235-244). Tübingen: Stauffenburg.
- Busch, B. (2010). *Die Macht präbabilonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten*. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 40, 58-82.
- Busch, B. & Busch, T. (Hg.) (2008). *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Butler, J. (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Demmerling, C. & Landweer, H. (2007). *Philosophie der Gefühle. Von Achtung bis Zorn*. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Eichenberg, C. & Harm, S. (2008). *Der Umgang von Funktionsträgern und Hilfseinrichtungen mit traumatisierten Menschen: Was sind förderliche und hinderliche Faktoren für die Traumabewältigung?* *Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft und Psychologische Medizin*, 3, 65-82.
- Gumperz, J.J. (1964). *Linguistic and Social Interaction in Two Communities*. *American Anthropologist*, 66, 137-153.
- Keilson, H. (2001). *Sequentielle Traumatisierung. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden*. Gießen: Psychosozial.
- Kristeva, J. (2002). *From One Identity to an Other*. In O. Kelly (ed.), *The Portable Kristeva. Updated Edition* (pp. 93-115). New York: Columbia University Press.
- Kristof, A. (2005). *Die Analphabetin – Autobiografische Erzählung*. Zürich: Ammann.
- Merleau-Ponty, M. (2009 [1945]). *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard.
- Reddemann, L. (2001). *Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmid, M. (2004). *Identity and first language attrition: A historical approach*. *Estudios de Sociolingüística*, 5, 41-58.

Univ.-Prof. Dr. phil.  
Brigitta Busch

Berta-Karlik-Professur am  
Institut für Sprachwissen-  
schaft der Universität Wien  
Sensengasse 3a  
A-1090 Wien  
Tel.: +43/1/4277-417 24

E-Mail:  
brigitta.busch@univie.ac.at  
www.brigitta-busch.at



Prof. Dr. med.  
Luise Reddemann

Holzgasse 4  
D-53925 Kall

E-Mail:  
L.Reddemann@t-online.de

